

ZU ALLERHEILIGEN

Vom Sockel holen

Auch Heilige hatten Schattenseiten und Glaubenszweifel. Gerade damit können sie uns nah und echte Vorbilder sein, findet **ANDREAS R. BATLOGG**

Der Benediktiner Martin Werlen ist seit August 2020 Propst von Sankt Gerold im Großen Walsertal, das zum Kloster Einsiedeln gehört. Vor Jahren gab es dort die Aktion „Die Heiligen vom Sockel holen“. Das war zunächst den Umständen geschuldet: Feuerpolizeiliche Auflagen erzwangen einen aufwändigen Umbau, bei dem Heiligenfiguren abgenommen und gereinigt werden mussten. Doch Werlen interpretierte dies auch im übertragenen Sinn. „Da ist keine Kraft mehr in diesen Figuren“, sagte er. „Indem wir sie auf Sockel gestellt haben, haben wir sie ‚entsorgt‘ und begreifen sie nicht mehr in ihrem ganzen Sein.“ Deshalb gelte es, die Heiligen wieder auf den Boden und damit näher zum Leben der Menschen zu bringen.

Werlen machte das buchstäblich begreifbar. So landete eine gotische Marienstatue im ältesten Raum der Propstei, der zur Bügelkammer umfunktioniert worden war. Der Propst stellte die Madonna auf den Fußboden und drückte ihr einen Besen in die Hand: Maria als Hausfrau! Eine Pietà stellte er vorübergehend auf einen Schutthaufen, auf dem alles gesammelt wurde, was bei der Renovierung aussortiert worden war. Besucherinnen und Besucher ahnten: So ist es auch mit dem Schutthaufen meines Lebens – zerbrochene Träume, durchkreuzte Pläne, überhöhte, nicht verwirklichte Ideale.

Die Aktion hat einiges ausgelöst. Auch Proteste. Weil nicht alles am alten Platz blieb. Gewohnheiten ändern, Liebgewordenes, Vertrautes aufgeben – das fällt oft schwer. Aber die durchgängige Erfahrung war: Heilige vom Sockel zu holen und mitten ins Leben, in unser Leben zu stellen, sie nicht anzuhimmeln, sondern sie gleichsam zu „erden“ – das macht aus Gipsfiguren vitale Menschen, die mir auch heute noch etwas sagen können.

Eine zweite Erfahrung: Mein Vorarlberger Mitbruder Josef Neuner, der im indischen Pune unterrichtete, war Mutter Teresas spiritueller Begleiter und Beichtvater gewesen. Im März 2001 berichtete er von „Erfahrungen innerer Dunkelheit“, die sie jahrelang geplagt hatten, von „Einsamkeit“ und „schrecklicher Leere“. Niemand hätte so etwas von ihr erwartet.

Tatsächlich hat der Seligsprechungsprozess zutage gefördert, dass Mutter Teresa schwere seelische Krisen durchlitten hat. Brian Kolodiejchuk, der Postulator des Verfahrens, bestätigte, dass die in den Slums von Kalkutta tätige Ordensfrau und Gründerin der „Missionarinnen der Nächstenliebe“ lange Zeit in einem Zustand „innerer Finsternis“ gelebt habe. Auch habe sie einmal um einen Exorzismus gebeten, als sie nach einer Operation unter Schlafstörungen litt. 2007 gab er die geheimen Aufzeichnungen Mutter Teresas heraus, die weltweit unter die Haut gingen: *Komm, sei mein Licht*.

Die durch ihren Dienst an Kranken, Sterbenden und sozial Deklassierten berühmt gewordene albanische Christin und Friedensnobelpreisträgerin kannte Skrupel und Zweifel – wie sie vielen „durchschnittlichen“ Christen nicht fremd sind. Das ist tröstlich und machte diese Ordensfrau, deren Markenzeichen der blauesäumte Sari war, noch sympathischer.

Aber für manche Christen ist allein schon der Gedanke schrecklich, dass Heilige Schattenseiten hatten, (Charakter-)Schwächen aufwiesen oder von Glaubenszweifeln geplagt wurden. Warum eigentlich? Macht das einen Menschen weniger glaubwür-

dig? Problematisch sind doch eher die „geschönten“ Lebensläufe, wenn Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ihre Biographie umschreiben. Ähnliches kann auch in Heiligenviten geschehen, die nicht selten bereits an der Wiege mit einer befremdlichen Heldenrhetorik beginnen und einen Menschen zum Idol stilisieren, das allem Menschlichen entrückt ist. Was da an Meterware in kirchlichen Bibliotheken steht, ist oft völlig unbrauchbar. Giovanni Maria Mastai Ferretti, der spätere Papst Pius IX., ist ein solches unrühmliches Beispiel, wie der Kirchenhistoriker Hubert Wolf aufgedeckt hat. Alles, was das Bild eines Menschen stört, wird dann als böswilliger Sturz vom Denkmalsockel empfunden.

Heilige und Selige sind keine Übermenschen. Dazu werden sie höchstens gemacht – gut gemeint, aber falsch gedacht, in (bigotter?) Verehrung. Zweifellos handelt es sich bei Kanonisierten um Menschen, die ihr Christsein so vorbildlich gelebt haben, dass die Kirche, meist nach langjährigen Verfahren (weswegen „*Santo subito*“-Rufe gefährlich sind), zu dem Schluss kommt: Dieses Lebens- und Glaubenszeugnis soll der Nachwelt erhalten bleiben.

Nur wer fixe Vorstellungen davon hat, was exemplarisches Christsein ausmacht, konnte als peinlich empfinden, was seinerzeit über Mutter Teresa bekannt wurde: ihre inneren Kämpfe, ihre Suche nach dem richtigen Weg, die Erfahrung der Gottverlassenheit, ihre Sehnsucht nach Jesus, der sich ihr entzog. All das machte ihren Weg der Nachfolge Jesu letztlich weitaus glaubwürdiger, als wenn man „schnurgerade Linien“ hätte ziehen können.

Wer das Allzumenschliche aus einem Leben ausblendet, lässt nicht dem Menschen begegnen, der verehrt wird – sondern einer Ikone der vermeintlich frommen Phantasie. Vorbildhaftigkeit kann motivieren. Aber sie kann auch erdrücken, weil man denkt: Das schaffe ich nie! Genau deshalb ist es tröstlich, wenn bekannt wird, dass auch die Großen Schweres erlebt, Dunkelheiten und Abgründe gesehen haben. Von Teresa von Ávila (1515–1582) wissen wir heute: Fast 20 Jahre lang hatte die spanische Ordensreformerin keine „Gottese Erfahrung“. Auch die „kleine Thérèse“ von Lisieux (1873–1897) kannte die „schwarze Nacht des Glaubens“ und wurde von schrecklichen Zweifeln geplagt. Heilige Menschen kannten Abgründe.

Gerade damit könnte eine Mutter Teresa, könnten vorbildliche Christinnen und Christen, ob sie nun selig- oder heiliggesprochen wurden oder nicht, Vorbild sein für viele Menschen heute. Denn auch wir spüren, dass Sehnsucht ungestillt bleibt, auch wir fühlen uns bisweilen von Gott verlassen. Dafür müssen die Heiligen allerdings, wie es Martin Werlen tat, immer wieder vom Sockel geholt werden.

In seinem Apostolischen Schreiben *Gaudete et exultate* über den Ruf zur Heiligkeit in der Welt von heute hält Papst Franziskus der landläufigen Meinung, Heiligkeit sei in erster Linie etwas für Bischöfe, Priester und Ordensleute, entgegen: „Wir sind alle berufen, heilig zu sein, indem wir in der Liebe leben und im täglichen Tun unser persönliches Zeugnis ablegen, jeder an dem Platz, an dem er sich befindet.“ **CI G**

ANDREAS R. BATLOGG, Dr. theol., ist Jesuit und Publizist in München.

Zum inneren Leben

Unser Schatz

Für ältere Menschen wie mich gibt es diese erstaunliche Erfahrung: Wir erinnern uns nicht daran, wo wir vor einer Viertelstunde den Hausschlüssel hinglegt haben. Aber Geschichten aus Kindheit und Jugend stehen uns glasklar vor Augen. Offensichtlich ist also unser ganzes Leben bleibend in uns aufgehoben, der Zugang zu diesem reichen Schatz der Erfahrung verändert sich im Laufe unseres Lebens.

FRANZ MEURER

in: „Brandmeister Gottes“ (Herder, Freiburg 2024)

Aus der Tiefe

Licht und Leben leuchten von oben

Alles Gute kommt von oben...?

Jesus Christus ist „hinabgestiegen in das Reich des Todes und aufgefahren in den Himmel“.

Sollte ich in meinem Alltagsdunkel mutig in die Tiefe schauen?

Vielleicht wächst mir neues Leben aus der Tiefe?

MARIE-LUISE LANGWALD

in: „Gott mit neuen Namen nennen“ (Schwabenverlag, Ostfildern 2024)

In der Natur

Nicht nur Menschen begegnen uns, nicht nur Kunst begegnet uns – auch die Schönheit der unzerstörten, belebten Natur. Ob See, Berg oder Wiese und Wald: Die Natur will nichts von uns, drängt uns keine Moral und keine Botschaft auf, kennt keinen Imperativ. Sie ist nur – und lässt uns Teil von ihr sein. Sie spricht uns einfach an, und sie ertappt uns nicht bei einem Fehler – und wir auch sie nicht. Dass wir sie als schön empfinden, zeigt uns, dass es mehr und anderes gibt als Nützliches oder Nutzloses.

RUDOLF WALTER

in: „Genießen. Was schön ist und gut tut“ (Herder, Freiburg 2024)